

116
1. Revid-
shau
Mar 29

8 AUS ALLEN BREITEN

von *Maria Rundschau* 1929
OTTO FLAKE

I. Das Werk Freuds

Die „Gesammelten Schriften von Sigmund Freud“ liegen in elf Bänden vor; der Schlußband, der das gewichtige Dutzend vollmacht, soll im Laufe dieses Jahres folgen. Dem Internationalen Psychoanalytischen Verlag in Wien ist damit eine auch buchtechnisch sehr bemerkenswerte Leistung gelungen. Die Oktavbände sind schön gedruckt; das weite Satzbild erlaubt, in Muße zu lesen und ein Ende abzusehn. Die Schriften umfassen die Arbeiten Freuds von 1892 bis heute, ein Lebenswerk von mehr als fünfunddreißig Jahren.

Schriftstellerisch betrachtet gehört Freud zu den Klassikern der darstellenden Wissenschaft. Klarheit, Gliederung, Abwägung, Deutlichkeit sind seine großen Tugenden. Der Schwierigkeit, aus Verästelungen, Differenzierungen, Exkursen wieder zum Thema zurückzufinden und sozusagen die Rückenmarklinie durchzuführen, wird er immer Herr. Es ist etwas an ihm, das an Arthur Schnitzler erinnert – kein gesuchter Vergleich, er ist der Meister der Analyse. Die Bitterkeit eines ungemein bekämpften, mißverstandenen und verleumdeten Mannes klingt durch, wird aber weise gedämpft. Auf's tiefste beschäftigt ihn offenbar der Abfall der Zürcher Gruppe und der um Adler: damit kommen wir zu der merkwürdigen Stellung, die Freud zwischen Wissenschaft und Philosophie einnimmt. Er selbst ist nicht Philosoph und will es nicht sein. Er griff in den achtziger Jahren das „kathartische Verfahren“ Josef Breuers auf, als er von Charcot in Paris

zurückgekehrt war und seine Praxis als Nervenarzt begann.

Der Inhalt der Breuerschen Entdeckung ist die Lehre, daß die hysterischen Symptome auf vergessene Szenen der Vergangenheit hinführen, und die entsprechende Therapie, die Kranken diese Szenen in der Hypnose wiederaufleben zu lassen. Die Idee des Traumas und der Katharsis lag damit im Keime vor; es fehlte noch der Begriff der Verdrängung und des sexualen Ursprungs.

Man treibt so lange Wissenschaft, als man strikt das Kausalitätsgesetz anwendet und Auslegungen vermeidet: alles hat seine Ursache, seinen Zusammenhang, seine Vorgeschichte, alles untersteht dem Gesetz des ersten Grundes. Aber untersteht und entspringt die Religion nicht demselben Gesetz? Sie ist ja nichts als eine Theorie der Bindung, der Abhängigkeit.

Man treibt so lange Wissenschaft, als man strikt das Kausalitätsgesetz anwendet und Auslegungen vermeidet: alles hat seine Ursache, seinen Zusammenhang, seine Vorgeschichte, alles untersteht dem Gesetz des ersten Grundes. Aber untersteht und entspringt die Religion nicht demselben Gesetz? Sie ist ja nichts als eine Theorie der Bindung, der Abhängigkeit. Die Amerikaner glauben, jeder Mensch sei ein unbeschriebenes Blatt, das durch Erziehung in jede gewünschte Richtung gebogen werden könne. Verhielte es sich so, dann wäre in der Tat eine reine Wissenschaft auch vom Menschen möglich, weil nun die Reihe der Kausalitäten nicht ins Unendliche ginge, vielmehr endlich bestimmt werden könnte. Dann könnte man rechnen und sicher sein, keinen Faktor übersehen zu haben.

So verfahren auch die biologischen und seelischen Wissenschaften; aber es ist klar, daß sie nur einen Ausschnitt der Kausalitätsreihe belichten – daß der historisch erfaßte Mensch nicht der ganze Mensch ist. Einmal angenommen, was nicht feststeht, daß Physik und Chemie absolute Wissenschaften seien, so sind die historischen und psychologischen Wissenschaften doch schon etwas anderes, nämlich Disziplinen, die ohne Deutung nicht auskommen. Ob sie wollen oder nicht, sie stehen als Zwischenstück zwischen reiner Wissenschaft und der Philosophie.

Liest man die Abhandlung Freuds über Totem und Tabu, so liest man, etwas schroff gesagt, ein Märchen des Inhaltes, daß die Wilden ihren Stammesältesten töteten, weil sie seine Herrschaft nicht mehr ertrugen und selbst an die Macht kommen wollten, dann von Reue gepackt wurden und sich auf soundso vielen Schleichwegen bewegten, bis der Ödipuskomplex und die Götterverehrung da waren. Es hat alles auch ganz anders verlaufen können. Die Versuchung, entschlossen zur philosophischen Auslegung überzugehen, ist groß; der Wissenschaftler Freud vermied sie, aber andere sahen keinen Grund, statt Sexus Eros zu sagen und damit das Grundprinzip des Geschehens zu dem der Welt im weitesten Sinn zu machen.

Auch sie verlassen nicht den Boden der Kausalität; denn sie halten an

S. Fischer, Verlag, Berlin
Neue Rundschau
Beitrag Flake

2. Korrektur am 27. 2. 1929
Bibliographisches Institut, Leipzig

1

einem letzten Grund fest – sie heben nur das allzu isolierte Motiv der physiologischen Geschlechtlichkeit in die symphonische Sphäre, in der es auch seelisch, geistig, idealistisch betont auftritt. Gefühl ist ja kein Element, sondern ein Zustand; die Musik ist nicht analysiert, wenn man sie auf Noten zurückführt. So öffnen sich auch Freud unter jedem Boden die Unterschichten, und es gibt keine Norm, die angäbe, bei welcher Zahl von Böden man die Schürfung beenden müsse.

Angesichts einer solchen Lage bietet sich ein einziges Mittel an: der energische Übergang zur universalen Philosophie, und grundsätzlich haben die abtrünnigen Schüler recht gegen den Lehrer, dessen imposantes Werk ihnen erst den Mut gibt, Psychoanalyse für etwas anderes zu halten als Analyse.

Er sollte sich über dieser „Tragik“ keine grauen Haare wachsen lassen. Er bleibt doch der großartige Initiant einer Mechanik des Seelischen, die gegen das Ausgleiten ins Materialistische gesichert ist, weil es nichts Tieferes gibt als die Erkenntnis, daß das Geschöpf ein Mechanismus sei, ein unfaßbar Sensibles, Reaktionsfähiges, Erleidendes und Erlebendes. Auch die sublimste Religiosität endet in dieser Einsicht und bewundert den Schöpfer dafür.

So ist die Psychoanalyse in einem durchaus positiven Sinn der Beginn einer neuen Periode der Auseinandersetzung zwischen Geist und Wissen, ein großartiger Filter, den die kontrollierende Forschung zwischen Erkenntnis und Leben einsetzt. Nicht einmal die wenig erfreulichen Mißgriffe der durchschnittlichen Anhänger der Psychoanalyse werden an dieser Tatsache etwas ändern. Man kann verheerende Dilettanten sowohl der praktischen Anwendung als der spekulierenden Theorie am Werk sehen.

Wenn man sich aber unterrichten will, welche Befruchtungen von der Freudschen Leistung ausgegangen sind, dann lese man die von Prinzhorn und Mittenzwey herausgegebenen systematischen Diskussionen der Lehre Freuds. Der erste Band ist unter dem Titel „Auswirkungen der Psychoanalyse in Wissenschaft und Leben“ im Neuen-Geist-Verlag erschienen. Man wird dann zugeben, daß der Fall Freud der Einbruch des Erkenntnistriebes in die Wissenschaft ist, der Schritt vom vermeintlichen Wissen zum Weltbild, das nur durch Symbole, Werte, Gleichnisse zu begreifen ist. Wenige Menschen unseres Zeitalters haben eine solche Fülle von symbolhaften Wendungen geprägt wie Freud.

Man würde mich falsch verstehen, wenn man annähme, daß ich wünschte, Freud hätte selber den Schritt vom Sexus zum Eros vollzogen. Diese Entwicklung, so notwendig sie ist, muß mit allen Kautelen umgeben werden, damit nicht die berauschte Phrase die Führung übernimmt. Die Platoniker

damit nicht die berauschte Phrase die Führung übernimmt. Die Platoniker liquidieren zu rasch, die dithyrambischen Lorbeeren sind recht billig zu haben. Auch Freud wird eingeordnet werden, den Zoll der zeitlichen Beschränkung entrichten müssen – und doch handelt er richtig, wenn er eine Grenze zieht, die ihn vor der Uferlosigkeit bewahrt.

7. Die Problematik des Erasmus

Mit großem Vergnügen zeige ich zwei Werke des Holländers J. Huizinga an, weil sich in ihnen die Beherrschung des gelehrten Stoffes und jene Eleganz der Darstellung verbinden, die etwas mehr als eine angenehme Zugabe ist. Sein „Erasmus“ erschien, deutsch von Walter Kaegi, bei Benno Schwabe in der Stadt des Erasmus, Basel, gedruckt in einer Aldustype der Zeit, mit Kopfleisten, Initialen und Schlußstücken von Holbein.

Der „Erasmus“ ist in einem gewissen Sinn die Fortsetzung des „Herbstes des Mittelalters“, der in einer sorgfältigen und gut ausgestatteten deutschen Ausgabe beim Drei-Masken-Verlag erschien. Dieses Buch behandelt die Lebens- und Geistesformen des 14. und 15. Jahrhunderts in Frankreich und den Niederlanden, die damals zu Burgund gehörten. Der nördliche Teil, das heutige Holland, lag nur am Rand der höfischen Zivilisation; aber im südlichen Teil mit seinen reichen Städten trieb das ritterliche Zeitalter seine letzte Blüte, stilisierte sich – während es in Deutschland schon früh verdorrte.

Das Volk der nördlichen Provinzen brachte in aller Stille die religiöse Bewegung hervor, die sich in den Bruderhäusern vom gemeinsamen Leben organisierte. Der erste Mann nun von europäischer Geltung, der aus Holland kam, Erasmus, war bereits Humanist, was heißen will, daß der kollektive, religiöse Trieb schon durch den individuellen der Bildung und der Bewußtheit abgelöst ist.

Wir sehen heute die Problematik des Individuums; die Humanisten, weit entfernt, diesen Zwiespalt auch nur zu ahnen, gaben sich mit allen Sinnen dem Glücksgefühl einer neuen, klassischen, begnadeten Zeit hin. Als der fünfzigjährige Erasmus – er war 1466 geboren – endlich dank unermüdlichen Fleißes zum ersten europäischen Schriftsteller geworden war, auch darin an Voltaire erinnernd, meinte er mit einer rührenden Naivität, nun breche auch für die übrige Menschheit das Reich der Friedlichkeit und der geglätteten Sitten an: just in diesem Augenblick führte ein ~~ein Mönch~~ *der Aufstand eines Mönches* ~~gezänk~~ zur Kirchenspaltung, schwemmte ein Meer von Leidenschaft alle

feinen Ergebnisse seiner Bemühungen hinweg.

Das verstand er nicht, er verstand auch nicht, daß man ihm vorwarf, den lutherischen Aufstand dadurch gefördert zu haben, daß er Bibelkritik trieb und die heiligen Texte der philologischen Behandlung unterzog. Er begriff nicht einmal, daß er eine tragische Figur geworden war – und doch sichert ihm dieser Umstand allein unser Interesse.

Weder seine Philologie noch seine Latinität, noch sein „Lob der Narrheit“, das ihm Weltruhm brachte, sagen uns etwas. Aber daß er als erster den Punkt erreichte, wo die Geistigkeit den Abgrund erblickt, der sie vom gelebten Leben trennt, der sie in ihrem Siegeslauf hemmt, der sich ihrer Allgemeingültigkeit widersetzt – das ist das Symbolische an der Gestalt des Erasmus. Er wird uns zum Prototyp des intellektuellen Menschen mit abgeschwächten Instinkten und verdünnter Vitalität, der letzten Endes dem Rationalismus verfällt. Von da zum utopistischen Literaten ist nur ein Schritt.

In der Tat, sein Charakter ist völlig modern, reich an hamlethaften Zügen. Er gehört zu den ersten, bei denen sich ein Trauma nachweisen läßt: das der unehelichen Geburt. Als er geboren wurde, hatte sein Vater schon die Weihen genommen. Erasmus haßte die Armut, die Drohung, ins Kloster zurückgerufen zu werden, die Masse, die Unhygiene der Zeit, die Gerüche, das schlechte Essen, die überheizten deutschen Öfen, die Epidemien: legte sich jemand in einem Haus, so dachte er an die Pest und floh – ein verfeinerter Nervenmensch, der zeitlebens dem Ideal der harmonischen Ruhe nachjagte.

Er wollte die Menschen durch Belehrung und Vorbildlichkeit reformieren: aber wenn er aus dem Schreibzimmer auf die Straße trat, machten ihn die Menschen krank. Er ist, etwas grob gesagt, die alte Jungfer unter Humanisten, die auf den Landstraßen herumlagen, nie mit besseren Frauen zusammenkamen, das Leben von Studenten und Landsknechten lebten.

Diese Tragik des Erasmus zeichnet Huizinga mit ebenso leichter Hand wie die Umrisse des äußeren und inneren Schicksals; nicht immer so kräftig, wie man wohl zeichnen könnte, aber immer genügend. Das Buch liest sich, als gebe es keine Vorarbeiten, keinen Wust von Tatsachen, keine Schwierigkeiten. Die törichten Ehrenrettungen unterbleiben ganz.

Es hat nicht den geringsten Sinn, Erasmus sein Verhalten gegen Luther vorzuwerfen. Das Ausweichende lag in seiner Natur. Hutten war ihm nicht nur wegen der Syphilis, sondern auch wegen seines heftigen Charakters unheimlich; als er die Basler Polizei auf den kranken und geächteten Ritter aufmerksam machte, handelte er, wie sein Dämon ihn hieß.

In einem Buch vom Umfang eines kleineren Romans bietet H. G. Wells nicht weniger als die „Vorlage für eine Weltrevolution“ an. Das ist der Untertitel. Der Obertitel lautet: „Die offene Verschwörung“ (Verlag der deutschen Übersetzung: Paul Zsolnay). Die Titel klingen ein wenig nach Shaw; der Ernst nimmt aber nicht den Umweg über das Geistreiche, vielmehr den direktesten, den es gibt, den des rasonnierenden Aufrufs.

In diesem englischen Kopf untersteht das Utopische der Kontrolle des praktischen Denkens. Der Glaube an die Möglichkeit, ethische Impulse zu einer aktiven Macht werden zu lassen, die Vernünftigkeit doch noch durchzusetzen, ist hier nicht utopisch, sondern optimistisch. Utopisch im eigentlichen Sinn nennt Wells alle Versuche, Erlösungsideen durch Diktatur, also durch andere Mittel als die des Geistes zu verwirklichen: wir stimmen ihm aus voller Überzeugung bei.

Das Ziel der offenen Verschwörung ist der Weltstaat. Es erkennen und wollen, darin sieht Wells die Aufgabe einer modernen Religion. Die Verschwörung muß offen sein, sie darf nicht unterirdisch arbeiten. Sie kann nicht gegen die Wissenschaft, die Industrie, die führenden Leute der Bank, die Politiker unternommen werden; sie hat eine neue, universale Lage, die nach dem Krieg eingetreten ist, zu erfassen und weiterzubilden.

Sie vollzieht sich als Regulierung, zunächst des wirtschaftlichen Lebens. „Nahrung, Wohnung, genügend freie Zeit für jedermann.“ Vernunftmäßige Beeinflussung der Bevölkerungszahl gehört zu den Vorbedingungen. Wollust und Dumpfheit, d. h. Triebhaftigkeit und Passivität sind durch Einsicht und Bewußtheit zu ersetzen. Rationelle Biologie wird die führende Wissenschaft werden.

Die oberste Leitung des weltumfassenden Wirtschaftskomplexes stützt sich auf ein Beratungs- und Informationsbureau, das die Hilfsquellen des Planeten in Rechnung stellt, den laufenden Bedarf abwägt, die Produktion zuweist und die Warenverteilung kontrolliert. Das sind Forderungen, die aus den Zukunftsromanen bereits in die Vernunftträume der besseren Realisten übergegangen sind. Hoffen wir, daß die Scheidung zwischen Utopie und Optimismus sich durchhalten läßt.

Das neunzehnte Jahrhundert, führt Wells weiter aus, hat ein Unmaß von Denkkraft an den unfruchtbaren Streit zwischen Individualismus und Sozialismus verschwendet. Die absolute Ersetzung des einen durch den anderen ist Unsinn. Die Idee des Eigentums läßt sich nicht abschaffen,

sondern nur einordnen. Die Rohmaterialien und die Transportmittel müssen dem erwerbsüchtigen Einzelnen und dem raffenden Einzelstaat entzogen werden. Wells verlangt an Stelle des primitiven Kollektiveigentums das höher organisierte. Auch ein internationales Geldsystem, das der Entwertung und den Schwankungen entzogen ist.

Im Zeitalter des Gewerkschaftssekretärs scheint es ja noch wenig Zweck zu haben, auf diesen Entwurf eines anders gearteten Sozialismus hinzuweisen; aber den vielen, die von der Notwendigkeit der Weiterentwicklung überzeugt sind, wird das einfach und eindringlich geschriebene Buch des Engländers doch Dienste leisten. Die Ironie ist gut für den Privatgebrauch; öffentliche Erörterungen wenden sich stets an die bejahenden Triebe.

Wells will ausdrücklich nicht nur mit den Unterdrückten arbeiten, sondern mit den Denkenden. Sein Standpunkt liegt über der fatalen Ebene, in der Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich entgegenstehen. Er hat keine Illusionen über die Schwierigkeiten, die sich erheben werden. Er kennt den Herdentrieb, die Fixierung der Anschauungen durch das Bestehende, die Untertanengefühle, wie er trefflich sagt. Alle diese Ideologien, die Macht der Presse, die noch größere des Schulmeisters, der den Mut und die Freiheit haßt, der Examina, der stereotypisierten Karriere, des Kastengeistes sollen überwunden werden mit Hilfe „einer gedanklichen Tiefe und eines umfassenden Meinungs austausches“, den der Sozialismus verlor, „als er nach Moskau ging“.

Das gegebene Feld für diesen Vorgang ist ihm der atlantische Zivilisationskreis, in dem Diskussion, Freiheit und Differenzierung am stärksten ausgebildet sind. Die öffentliche Verschwörung beginnt mit Erkenntnissen und ihrer Vermittlung, mit Kleinarbeit. Sie stellt sechs Grundforderungen auf, deren erste heißt: „Wir stehen unerschütterlich auf dem Standpunkt, daß jede Regierung und unsere Zustimmung zu ihr nur provisorischen Charakter hat.“

Also ein Vorbehalt und ein Anspruch auf freie Kritik, die sichtlich dem alten englischen Protestantismus entspringen und als noch immer führende, noch immer junge Macht die praktische Vernunft proklamieren. Verzweifelt man nicht überhaupt an der Menschheit, so wird man diesen und keinen anderen Gedankengang übernehmen; alle anderen, idealistischeren, liegen jenseits der Grenze, die den Einzelnen von der Masse trennt. Es wird schon so schwer genug fallen, die sozialistische Phraseologie durch flüssiges Denken zu ersetzen.

„Mutter Indien“ ist ein Buch, das eine ganze Literatur für und wider erzeugt hat. Die Verfasserin fuhr nach Indien und maß das Leben eines fremden Landes an den beiden Normen, die für den Amerikaner so bezeichnend sind: dem hygienischen Hochstand und dem Selbständigkeitsbewußtsein. Aus dem Vergleich wurde ein Zusammenstoß und aus dem Messen eine Anmaßung, nach indischer Auffassung.

Aber diese Untersuchung geht uns viel mehr an, als man zunächst glauben möchte. Wenn irgendwo, dann wird hier deutlich, was der **Amerikanismus** ist: die Form, in der die europäische Idee der Energisierung die **Welt** zur Gefolgschaft zwingt – der Weg, auf dem sich die neue Normung **bei allen** Rassen durchsetzen wird, eine Normung der Tatkraft, der Selbsthilfe und des hohen Standard.

Die Frage, ob eine Kultur wie die der Hindus ihre eigenen Werte besitzt, was sie selbstverständlich tut, wird nebensächlich angesichts der Hauptsache, das sich kein Volk mehr dem Befehl entziehen kann, in Technik, Organisation, Hygiene und demokratischem Selbstbewußtsein nicht hinter den Europäern und Amerikanern zurückzubleiben. Dies und nichts anderes ist der Prozeß des universalen Ausgleichs, in dem die ganze

Welt steht. Die europäische Untergangsstimmung, die eine deutsche Erfindung war, verwandelt sich in eine Übergangsstimmung: wir gehen mit Hilfe Amerikas, das Fleisch von unserem Fleische ist, in die Welt über.

Das Buch der Miß Mayo hat etwas Symbolisches. Sie kam mit der neutralen Absicht, hygienische Studien zu treiben, und das Ergebnis war eine Auseinandersetzung. Was der Menschwerdung der indischen Massen in unserem Sinn entgegensteht, ist die Kastenabschließung, die Kinderhe, die Einsperrung der Witwen, die Erschöpfung der Rasse durch Sexualität, die Passivität. Die Einzelheiten, die sie gibt, sind furchtbar. Kinderhe, das liest sich harmlos wie irgendein anderer Begriff; aber was sie bedeutet, das muß gewußt sein: die zur Sitte erhobene Vergewaltigung sechsjähriger Mädchen, eine Sache, die nicht nur dem Konvent in Genf, sondern dem Weltbewußtsein unerträglich werden wird.

Miß Mayo kam offenbar ohne eine proenglische These ins Land; sie verließ es als Anhängerin der englischen Maßregeln, und wir tun gut, uns zu unterrichten, bevor wir aus diesem oder jenem Grund mit dem intellektuellen Radikalismus sympathisieren, der dort so wenig taugt wie bei uns. Gandhi, der die indische Frage durch den Webstuhl in jeder Hütte lösen will, und die Junginder erklären, daß der Tiefstand ihres Volkes durch die englische Herrschaft verursacht sei; Miß Mayo antwortet ihnen: der Hindu ist es, der den Kastenlosen Trinkwasser und Volksbildung verweigert; eure hemmungslose Sexualität hindert die indischen Lehrerinnen, ins Volk zu gehen; euer Fatalismus zwingt die Engländer zu der vorsichtigen langsamen Progression, deren Stadien übrigens seit der großen Reform nach dem Kriege festgelegt sind und mit Homerule enden werden. Ohne England, das die Pax Britannica auferlegte, würde das Land sich in Bürger- und Religionskriegen zerfleischen — eine Gefahr, die auch so in dem Augenblick akut sein wird, wo die 60000 Engländer die 360 Millionen Hindus, Mohammedaner und Kastenlosen sich selbst überlassen.

Für wie berechtigt wir auch die Forderung nach politischer Autonomie halten, wirtschaftlich ist kein Volk mehr autonom, sondern in einen Zusammenhang eingeordnet, der seine Gesetze auferlegt. Ferner wird an dem indischen Beispiel klar, daß der Amerikanismus auch auf seelischem Gebiet diktiert, positiv wirkt: er kann mit orientalisch versklavten Menschen

nicht arbeiten. Die deutsche Übersetzung erschien im Verlag der Frankfurter Sozietätsdruckerei.

5. Dieses Buch ist ein Chamäleon

Dieses Buch segelt vor allem unter einer falschen Flagge. Man liest „Der gerettete Christus“ und sieht einen Holzschnitt von Dürer und liest darunter: „Eine Verteidigung des Bildes Christi gegen Mißverständnisse aus alter und neuer Zeit“. (Gustav Kiepenheuer Verlag, Berlin). Aber Werner Hegemann hätte es „Tausendundein Aperçu“ nennen sollen; er ist ein Tausendsasa, der vom Hundertsten ins Tausendste kommt, was ihm der Leser bestätigt, wenn er am Schluß Potztausend sagt.

Ein amüsiertes Leser, aber auch ein ein wenig benommener. Von Christus zu Vitzliputzli ist bei Hegemann nur ein Tanzschritt, und der von Barabas zu Prinz Karneval wird auf dem hohen Seil der Psychoanalyse gemacht. Christus, Napoleon, der Alte Fritz kommen unter einen Hut; Iphigenie, Maria, Leonore und, glaube ich, auch Frau von Stein in einen Topf – bei Frauen ist das nicht so bedenklich, im Grunde gibt es nur eine Frau.

Jene tausend Aperçus verteilen sich auf die Teilnehmer des Dialogs, der in einer Villa bei Neapel stattfindet. Wenn andere, die Belege bringen wollen, umständlich und trocken das Buch zitieren, zitiert Hegemann den Autor in Person, läßt den Theologen Soundso aus Göttingen mit Bernard Shaw diskutieren. Warum eigentlich, da ein kleiner Anachronismus keine Rolle spielt, nicht auch Nietzsche mit Offenbach? Denn „Der gerettete Christus“ ist ein Offenbachsches Satyrspiel nach Nietzsches hoher Tragödie von der Sklavenmoral – nichts fehlt den ebenfalls zitierten Versen aus Paul Gerhardtschen Kirchenliedern als die Musik der „Schönen Helena“.

Es ist so eine Sache mit Büchern, denen jedermann gern bestätigt, daß sie nicht langweilig sind. Was bleibt haften von der Rettung Christi? Daß

er wie alle Überlegenen und ihrer Vitalität noch nicht beraubten Geister ein Dialektiker war, der sowohl die erleidende Geduld als auch die angreiferische Wehrhaftigkeit empfahl. Daß die Verwandlung, beim Abendmahl, in Fleisch und Blut eine letzte Erinnerung an das kannibalische oder mexikanische „Vom Gott essen“ sei. Am Horizont dieses freigeistigen, witzigen und in der Tat nicht langweiligen Epilogs wetterleuchtet zeitgemäß die Psychoanalyse.

Epilog? Ja, wie ein Ballett ein Epilog ist, ein Ballett unter Philosophen, die sich hüten werden, immer zu tanzen. Es ist gewiß kein schlechter Ausgleich, daß Dürers Passion den hüpfenden Text begleitet – aber eben diese Holzschnitte helfen dem Gedanken über die Schwelle des Bewußtseins, der sich mit einigem Unbehagen regt: was bringt weiter, die gar nicht analytische Verehrung der frommen Mythen oder die Entdeckung, daß Christus für die römischen Legionäre der Saturnalienkönig war? Wenn die psychoanalytische Sonde zerstocheert, wird sie ein gefährliches Instrument. Der Tänzer tanzt sich und den Dingen leicht das Schwergewicht ab.

Ich will einem so unphiliströsen Autor nicht das Spiel verderben; darf jedoch folgendes sagen. Es gibt etwas wie eine Kategorienlehre, der Mythos ist der Mythos und der Fromme ist fromm: Vorsicht bei der Auflösung der Kategorien, damit nicht eine Zersetzung daraus wird und der tanzende Philosoph nicht selber in die Kategorie der Nihilisten gerät. Das Negative ist die eigentliche Gefahr der Psychoanalyse, und die Geistreichigkeit die des Geistes.

6. Vier Romane

In meine Anfänge fielen die Assy-Romane Heinrich Manns – ich glaube, das waren die einzigen schöngestigen deutschen Bücher, die einen Einfluß auf mich gehabt haben; ich liebte und verschlang sie. Zu den späteren Romanen fand ich keine Beziehung; das ging vom Ohr aus – es war mir immer, als hörte ich Kompositionen, die in einem anderen Tonsystem als dem mir vertrauten geschrieben seien. Ich bekam z. B. nie heraus, ob die Männer im „Kopf“ Parodien oder Vermittler des Mannschen Wesens waren; kurzum, ich fand mich nicht zurecht.

Der letzte Roman Heinrich Manns, „Eugenie oder die Bürgerzeit“ (Verlag Paul Zsolnay), ist wieder ungemein einfach. Es spielt keine Doktrin, keine Gesinnung, keine politische Wertung hinein, vielmehr wird rückschauend ein Stück eigener Historie beleuchtet: „1873 eines Nachmittags im Sommer erhob die Luft sich leicht und so hell wie Perlen über den Gärten vor der Stadt“, beginnt die Erzählung. Zeit, Ort und Tonart sind damit genannt. Der Rest ist Abwandlung; mit der hellen Luft werden sich

Die Bücher und Seiten der jungen Kasperle bester vertragen mit der

schauend ein Stück eigener Historie beleuchtet: „1873 eines Nachmittags im Sommer erhob die Luft sich leicht und so hell wie Perlen über den Gärten vor der Stadt“, beginnt die Erzählung. Zeit, Ort und Tonart sind damit genannt. Der Rest ist Abwandlung; mit der hellen Luft werden sich

die Rüschen und Spitzen der jungen Konsulin bestens vertragen, mit den Gärten von Lübeck die aristokratisierenden Kaufleute und die Offiziere des neuen Kaiserreichs. Pidohn, eine echte Assy-Figur, die gesellschaftlich und geistig auf der Kante steht, kontrapunktiert mit geheimer Ironie, während Heines, alias Emanuel Geibel, so gezeichnet wird, daß er hilflos der Ironisierung verfällt. Eugenie ist nicht mehr Kaiserin in Paris, aber ihr Abglanz liegt auf der bürgerlichen Konsulin mit dem fremden Blut. Mann hat diese Muttererinnerung mit der Diskretion behandelt, die ihr zukommt: im bürgerlichen Milieu biegen die Erregungen und Versuchungen spieleserisch ab.

Martin Beradt hat seit Jahren wenig geschrieben, er steht in der Praxis, als Rechtsanwalt in Berlin. Dieser Umstand macht sich in seinem neuen Roman – „Leidenschaft und List“, Verlag Ernst Rowohlt – sehr wohl bemerkbar, nicht nur durch die Wahl eines Themas, das vor die Gerichte führt, sondern auch durch die solide Technik.

Eine interessante Technik, die des laufenden Bandes. Menschen und Geschehnisse schieben sich langsam heran, der Geist des Autors erfaßt sie wie der Arm einer Maschine und zwingt sie, sich zu öffnen, zu erklären, zu überlassen. Er belichtet sie, solange die Reihe an ihnen ist, dann schiebt sich das Band weiter und trägt neue Erscheinungen heran. Auf diese Weise ist es möglich, eine außerordentliche Zahl von Figuren und Schicksalen zu bewältigen. Vom Leser wird freilich eine Bereitwilligkeit und Leselust gefordert, die er heute verweigert. Wo findet das Vergnügen an der epischen Breite eine Unterkunft? Nur noch bei den Autoren selbst, die sich den Luxus leisten, so unmodern zu sein.

Der Roman spielt, ein wenig überraschend, in Kleinbürgerkreisen der französischen Provinz und von Paris. Der unsentimentale, vom juristischen Geist durchsetzte französische Sinn für Wirklichkeit mag es dem Dichter angetan haben: er legt den Daumen darauf. Der rote Faden, die Geschichte einer Cafetiersfrau, die hinter die Schliche ihres Mannes kommt und ihm als Rächerin in die Welt der Prostituierten folgt, scheint manchmal zu verschwinden, führt aber zuletzt doch zuverlässig durch dieses Labyrinth.

Die Frau wirft in der Erregung den Mann aus dem Fenster eines öffentlichen Hauses, wird zur Mörderin. Viele Jahre später vergreift sie sich an ihrem bösen Geist, der Mutter: hier erwartet man den Abbruch des Romans, die symbolische Deutung eines Charakters, der durch die Wiederholung einer Tat nun wirklich sein Schicksal schafft und bejaht. Aber der Mord wird diesmal vermieden, und das Finale verläuft etwas schwach im Sande.

6. Tage Madelung

Madlung gehört zu

Zu denen, die selten veröffentlichen, gehört auch Aage Madelung. In dessen hält ihn nicht die Beruflichkeit, nicht die Zuwendung zum praktischen Leben ab. Sondern der charakteristische Umstand, daß jemand, der so gut schreibt, ungern und schwer schreibt. Der Jäger in Madelung, der Krieger, der Aristokrat oder wie man sonst die Männlichkeit umschreiben will, hält nicht viel von der Geistigkeit – die auf ihrem Recht besteht. Er hat nur ein-, zweimal den Versuch gemacht, als Beobachter der Zeit und in diesem Sinn als Literat ein aktuelles Buch zu schreiben; alles übrige und das Beste kam wie eine ferne Botschaft zu uns, daß da draußen einer mit anderen als städtischen Dingen beschäftigt sei.

Die Jahre gingen dahin; inzwischen hat Madelung seine zweite Jugend erlebt: noch einmal die ihm eigentümliche Haltung zum Leben, die ihm teureren Ideen von der hinzunehmenden, nicht moralisch, nicht politisch, nicht sozial zu wertenden Existenz, die für Tier und Mensch die gleiche ist. Noch einmal die bis zur Grausamkeit hinstreifende Gelassenheit, dieselbe Einsamkeit, derselbe außerordentliche, wahrhaft germanische Individualismus, dem doch die ganz antiken Züge des Stoizismus nicht fehlen, und dieselbe harte Demut.

Das alles, ungeachtet der alten Straffheit, reifer, melancholischer, schmerzlicher – für den, der das Ungesagte zu hören versteht. Von diesem Erlebnis erzählt der letzte Roman „Das Gut auf dem Mond“, erschienen bei S. Fischer. Mir wird es, wenn ich das sagen darf, ein Lieblingsbuch sein. Jedes Wort ist wahr, stark, schön.

Von der Zeit steht nichts darin. Die Zeit ist der Horizont, der für Hendrik von Ungau im Süden versinkt, in Deutschland, wo er Flieger an der Front war und ein Weib hatte. Als er das Vaterland und die Frau verlor, wandte er sich hinauf nach Schweden, ein verfallenes Gut wartete da auf ihn. Das chevalereske Verhältnis dieses Dänen Madelung, der ein Schwede ist, zu Deutschland kann in keine einfachere Fabel gebracht werden.

Auf dem schwedischen Gut beginnt eine moderne Robinsonade. Einer hilft sich allein, mäht, geht nackt in den Regen, fischt, sonnt sich mit den Kreuzottern, meidet die Menschen. Möchte noch tiefer, ganz, in die nordische Welt der Vorfahren zurücksinken, aber schon surren die Motorboote der Städter um seine Halbinsel. Einer, für sich, begegnet noch einmal der Allmutter; doch zwischen den Zeilen steht es: ihre Zeit ist abgelaufen, ein Weltalter ist abgelaufen.

Das ist die ungeheure Melancholie des Buches, ohne daß sie thematisch

hilft sich allein, mäht, geht nackt in den Regen, fischt, sonnt sich mit den Kreuzottern, meidet die Menschen. Möchte noch tiefer, ganz, in die nordische Welt der Vorfahren zurücksinken, aber schon surren die Motorboote der Städter um seine Halbinsel. Einer, für sich, begegnet noch einmal der Allmutter; doch zwischen den Zeilen steht es: ihre Zeit ist abgelaufen, ein Weltalter ist abgelaufen.

Das ist die ungeheure Melancholie des Buches, ohne daß sie thematisch irgendwie bewußt gemacht würde. Im Gegenteil, wenn man nicht sehr aufmerksam liest, ist alles voll Sonne, rauschendem Wasser, wogender Saat, springenden Fischen, voll Nachtgeheimnis und dem der Mittagsstunde. Am Ende findet der Einsame in dieser Sphäre der letzten Originale, der Käuze, der Aussterbenden das Mädchen, mit dem er sich verbinden wird, die Tochter eines anderen Einsiedlers. Die nächste Generation wird vom Stamme der Hermann Bang sein.

In Max Brod halten sich der Moralist und der Künstler glücklich die Wage. Seine Hand zeichnet Gebilde der ethischen Geometrie und malt sie mit aufgelockerten, heiteren Pastellfarben an. Das Verantwortungsgefühl seiner Rasse in allen Fragen des Gewissens lehnt sich an den russischen Nachbar und schaut mit österreichischen Augen nach Westen.

Mancher hält ihn vielleicht für einen mondänen Schriftsteller, die fröhlichen Titel spielen dabei eine Rolle. So auch der des letzten Romans: „Zauberreich der Liebe“ (Paul Zsolnay). Aber der Mann, der diese Fahrt durchs Mittelmeer macht, ist alles andere als ein Abenteurer der Liebe. Seine Partnerin ist freilich: durchaus; ein Schmetterling, der sich für einen Tag haschen läßt. Der Mann kommt aus dem Zuchthaus, in das ihn ein schlimmer Freund brachte. Jetzt reist er seiner Rehabilitation nach, ein Nägelbeißer, ein zager Sonderling, „umgeben von nichts als einer Schirlingswooge des blanksten Hasses“.

Das kleine Fräulein beginnt ihn gesund zu machen, fliegt rasch ein bißchen nach Arabien, zu einem Engländer, der sie auch braucht, dann nimmt sie die Kur in Palästina wieder auf, mit leidlichem Erfolg. Das jüdische Neuland tut ein übriges, nachdem die recht ausführliche Rückschau auf die Vergangenheit erledigt ist.

Eine merkwürdige Fabel, in der die verschiedenen Interessen ihres Dichters den Niederschlag fanden, im Grunde ein zionistisches Buch, in Prag geschrieben; die Moral ganz Brodisch: nicht unreiner sein, als man knapp sein muß, um eben noch leben zu können. Wieviel Gegensätze laufen doch in diesem Punkt zusammen, wieviel Vorbehalte.